

Barbara Schellhammer und Frank Seeliger

# Plädoyer für den unverstellten Blick auf das Vertraute

**Zusammenfassung:** Um dem Nutzerbedarf gerecht werden zu können, bemühen Bibliothekarinnen und Bibliotheksmitarbeiter unterschiedlichste Methoden, um herauszufinden, was sich Nutzer und Nutzerinnen von ihrem Besuch in der Bibliothek erwarten. Dies ist unabdingbar, um kunden- und marktorientiert handeln zu können. Dabei greifen jedoch viele Maßnahmen zu kurz. Der Blick über den disziplinären Tellerrand kann helfen, Forschungsinstrumente zu finden, die über Daten, Zahlen und Fakten hinausgehen und über Sinn und Bedeutung Aussagen machen können. Eine Methode, die hier besonders wertvoll erscheint, ist die der „dichten Beschreibung“ des Kulturanthropologen Clifford Geertz. Denn sie belässt es nicht dabei, Gesetzmäßigkeiten festzustellen, sondern sie versucht mit semiotischen Mitteln aus der Nutzerperspektive dicht zu verstehen, was Bibliotheksbesucher wirklich brauchen.

**Schlüsselwörter:** Nutzerbedarf; ethnologische Methode; dichte Beschreibung

## A Plea for an Unobstructed View of the Familiar

**Abstract:** In order to be able to address the needs of customers, librarians deploy several methods to research what it is that their clients need. This is important to make sure to act market oriented. However, a lot of the methods used are inadequate in their findings. Trying to find approaches outside the common empirical methods may help to find tools that are able to go beyond figures, numbers and hard facts which seem to be particularly important when dealing with people. A method that is promising is the so called Thick Description, developed by the cultural anthropologist Clifford Geertz. His method resting on semiotics and hermeneutical interpretation seeks to understand meaning. It is a process of paying attention to contextual detail in observing and interpreting the observation from the actor's point of view.

**Keywords:** Needs of users; ethnological method; compact description

DOI 10.1515/bfp-2014-0028

Dr. phil. Barbara Schellhammer: barbara.schellhammer@hfph.de  
Dr. Frank Seeliger: fseeliger@th-wildau.de

## 1 Von Versuchen, Bibliotheksnutzer zu verstehen

Seit sechs Jahren zeichne ich in Wildau für 1.400 m<sup>2</sup> Nutzfläche der Hochschulbibliothek hauptverantwortlich; einen Bibliotheksraum, der auf drei Etagen um einen zentralen Innenhof angeordnet gut zu überblicken ist. Er bietet verschiedene Sitzarrangements und Nischen, die an das Gemälde von Antonello da Messinas „Der hl. Hieronymus im Gehäus“ erinnern, als Raum im Raum. Zudem umlaufen die oberen Etagen lange Flure, die interessanterweise Kinder bei kleinen Events immer wieder zum Schnelldurchlauf ermuntern, als ob der „Tempel des Wissens“ zum Indoor-Spielplatz mutiert. Rasch kann man einschätzen, wie viele der 150 Arbeitsplätze belegt sind, ob sich Grüppchen bilden, ob sich viele Interessenten vor den Staffeleien mit Bildern einer Ausstellung tummeln, wohin bewegliches Mobiliar wie die vier Schaukelstühle aus leichtem Material (Aluminium) getragen wurden usw. Ebenso zügig, allein schon auf der Grundlage des Geräuschpegels, bemerkt man, ab wann die für maximal zweihundert Personen ausgelegte Bibliothek in der Rushhour aus allen Nähten zu platzen droht, was während des Semesters regelmäßig der Fall ist. Die benannten Kapazitätsgrenzen sind bei einem Campus mit über 4.000 Studierenden schnell erreicht. Liegt das Mindestmaß laut DIN-Fachbericht 13 zur Bau- und Nutzungsplanung von Bibliotheken und Archiven bei 15 Prozent, die von allen Studierenden einer Hochschule gleichzeitig einen Arbeitsplatz in der Bibliothek finden sollen, können in dieser Einrichtung max. 5 Prozent aller Studierenden gleichzeitig bedient werden.

Obwohl der atmosphärische Moment schnell registriert werden kann, stellt sich immer wieder neu die Frage, was wir als Bibliotheksteam von den täglich 400 bis 800 Besuchern während des Semesters eigentlich wissen, was unsere kundenbezogene Marktkenntnis wirklich ausmacht. Haben wir eine Vorstellung davon, was z. B. ihre in der Bibliothek zu verortenden Bedürfnisse betreffen, wie sie sich ihre Informationseinrichtung vorstellen, welcher Service ihnen im Curriculum helfen würde, was ihre Erfahrungen mit den diversifizierten Angeboten sind, welches dienliche Lifestyle-Produkt auf Nachfrage stoßen würde oder was sie einfach hier stört?

Die praktisch angelegten Fragen stellen sich für das Mitarbeiterteam spätestens dann, wenn unter Zeitdruck kurzfristig eingegangene Drittmittelanträge und weitere Ausschreibungen bedient werden sollen, um die Infrastruktur und andere Dienstleistungen für niemanden anderen als die Zielgruppe weiterzuentwickeln. Wollen die Angehörigen der Hochschule, dass wir die Halle mit Eventtechnik ausstatten, um sie – wenn möglich außerhalb der Öffnungszeiten – als Kulisse z.B. für den Studentenrat bespielen zu können? Ist es ihr nicht artikulierter Wunsch, oder würden sie den Versuch begrüßen, dass wir einen Gruppenarbeitsraum als *Design Thinking Studio* zu einem interdisziplinären Konzeptraum aufrüsten? Würde es ihnen zum Nutzen gereichen, wenn wir die grob ermittelte Raumauslastung, angereichert mit atmosphärischen Qualitätsinformationen wie Temperatur als Web- und App-basierte Information zur Verfügung stellen?

Wir wissen es nicht, und im Vergleich zum Beispiel zu vielen Bibliotheksbauprojekten, die mit verschiedenen Nutzer- und Interessensgruppen intensiv diskutieren, gibt es derartige basisdemokratisch angelegte Fokus- oder Interessensgruppen leider nicht als Ansprechpartner in Wildau. Der aktive Gestaltungswille von Studierenden an einer vom Typ als Fachhochschule anzusehenden Einrichtung hielt sich bislang vermutlich durch den verschulten Charakter des Studiums in engen Grenzen. Ebenfalls das hohe Pensum an *Workload* im Studium, so mein Erklärungsversuch, ist einem breiten Partizipieren und Antizipieren abträglich und lässt weniger Freiraum als eventuell an anderen Bildungseinrichtungen.

Fragt man kritisch nach den belastbaren Kontaktflächen seitens des Teams zu ihrer primären Zielgruppe, dann fallen spontan die routinemäßigen, formalen und informellen Dialoge und Rückmeldungen am Tresen ein, extemporierte Äußerungen im Serviceumfeld von Reparaturdienstleistungen, der Austausch mit studentischen Hilfskräften im eigenen Team, Hinweise aus dem Gästebuch, Anmerkungen auf dem virtuellen Ideenbrett (*padlet*) oder aus der alle zwei Jahre durchgeführten Online-Umfrage. Weiterhin bieten Evaluationen wie das studien-gangbezogenen CHE-Ranking<sup>1</sup> Anhaltspunkte. Manche zu-

<sup>1</sup> Das Centrum für Hochschulentwicklung (CHE) veröffentlicht regelmäßig ein eigenes Hochschulranking auf Grundlage bundesweiter Daten zu Hochschulen, welches auf Studienfächer bezogen ist. Der Kriterienkatalog umfasst ebenfalls Aspekte der Bibliotheksausstattung. Die entsprechenden Gesamtbewertungen können bei den zuständigen Stellen für die eigene Einrichtung erfragt werden, als Beispiel für das Fach Wirtschaftsrecht. Auf einer Skala von 1 (sehr gut) bis 6 (sehr schlecht) bewerten die Studierenden u. a. die Verfügbarkeit der im Studium benötigten Literatur, den Bestand an Büchern und Fachzeitschriften, die Benutzerberatung, die Möglichkeiten zur Lite-

fällige Begegnung oder das Mithören *en passant* können ein probates Mittel des stethoskopartigen Anlegens der bibliothekarischen Sensoren sein. Und natürlich gehört ebenfalls das stille Beobachten dazu, wenn z.B. wieder fälschlicherweise jemand an der Sicherheitsschleuse akustisch ertappt wurde, was natürlich nicht selten ein unangenehmes Betroffenheitsgefühl auslöst, oder die RFID-basierten Benutzerkarten vor den Selbstverbuchungsgeräten zunächst so angelegt werden wie an anderen Maschinen. Nicht der kleine Quittungsschlitz gibt die Ablage für die Karte, sondern ein großes Fach, und ebenfalls gehört am Touchscreen die Funktion des Dienstes zuerst berührt, bevor zur Authentifizierung die Karte in das rechte Fach abgelegt wird. Das junge Publikum nimmt es in aller Regel mit spielerischem Humor, andere Maschinen verlangen mehr Geduld ab.

Von einer systematisch und kontinuierlich erhobenen Bedarfsanalyse der Nutzer oder gar Nichtnutzer, einem niederschweligen Angebot zum Mitgestalten kann keine Rede sein, auch wenn die Beobachtungen der Tresenmitarbeiterinnen oft dienlich sind. Das Werben um regelmäßiges Feedback, wie es z.B. fest etabliert nach Workshops oder dem Wildauer Bibliothekssymposium ist, fällt im eigenen Hause schwer. Wir denken uns für das Planspiel den solipsistisch erfüllten Durchschnittskunden, gepaart mit stichprobenhaften Erfahrungen. Viel leichter stützt man sich auf quantitativ belastbares und automatisch generiertes Material wie Logfile-Informationen, die Auskunft darüber geben, wieviel online-Dienste beansprucht, Medien über QR-Codes vermittelt wurden, die Fernleihe nutzten, Schulungen besuchten, pdf-Dokumente oder eine der Apps herunterladen etc. Die Datenanalyse ist ohne Zweifel wichtig für den sie beschreibenden Wirklichkeitsausschnitt und bereitet häufig weniger Mühe, als selbst den Schritt zur Datenerhebung zu wagen. Aber sind diese Hinweise zur Bewertung einer Maßnahme ausreichend und erfahre ich damit mehr als die differenzierte Wertschätzung von Vorhandenem? Wie bemerkte Einstein: „Nicht alles was zählt, kann man zählen, und nicht alles, was man zählen kann, zählt.“ Eine Erfassung von den bzw. diejenigen, welche durch eine gewisse Zurückhaltung oder „Library Anxiety“ den direkten Kontakt meiden, und sei es eine Dunkelziffer, ist mir bislang nicht bekannt.

Der persönliche Kontakt mit Gruppen und Einzelpersonen bleibt dem Zufall überlassen, geschieht sporadisch,

raturrecherche, die Verfügbarkeit von Arbeitsplätzen in den Bibliotheken sowie die Öffnungs- und Ausleihzeiten. Siehe als Beispiel <http://www.ub.uni-bielefeld.de/biblio/ranking/>.

obwohl alles Leben in einer Bibliothek wie auf einem florierenden Markt vor einem ausgebreitet liegt. Ressourcen für *Floorwalking* als ambulante Beratungsinstanz fehlen. Alle vier Büroräume der kleinen Hochschulbibliothek sind ausschließlich vom Benutzungsbereich der Bibliothek aus zu erreichen, liegen beidseitig eines Gruppenarbeitsraumes zentral im zweiten Obergeschoss. Man kommt gar nicht umhin, dieses volle Leben zu registrieren.

Und trotzdem stellt sich die Frage: Sehe ich das Verhalten der Kunden wirklich, oder bleibt es außerhalb des bewusst wahrgenommenen, visuellen Feldes? Wie oft hatte ich mir, gleich einer Berner Kollegin, zur eigenen Steigerung der Aufmerksamkeit des bewussten Wahrnehmens, wie es in der Bibliothek läuft, vorgenommen, mit dem Rechner unterm Arm als quasi-teilnehmender Beobachter ein Bad in der Menge zu nehmen. Es liegt die Chance so nahe, sich selbst lernend oder einen wissenschaftlichen Beitrag anfertigend in der Bibliothek niederzulassen. Aber außer den Schulungsräumen nutzte ich persönlich weder einen anderen Arbeitsplatz als mein Büro, noch verfolgte ich das bunte Treiben aus verschiedenen Perspektiven. Wie es wirklich läuft, der Nutzer die unterschiedlichen Raum- und Sitzangebote wahrnimmt, gruppenspezifische Prozesse initiiert werden, davon kann ich nicht als Augenzeuge berichten. Der Nutzer bleibt auf der individuellen, qualitativen Ebene eine Blackbox, wie der Nutzer von virtuellen Diensten der Bibliothek. Da half es – kritisch reflektiert – auch wenig, die Bürotür geöffnet zu lassen, wenn gerade kein Telefonmarathon die Ruhe zerschneiden würde. Einige Spuren hinterlassen beide, der Nutzer vor Ort und im Web. Beide bleiben aber vor unseren Teamaugen unbemerkt oder in ihrem Verhalten und Haltung stark fragmentiert. Und dies, obwohl wir darum wissen, dass vielen Kunden gar nicht bewusst ist oder überhaupt die Idee käme, was sie als das Maß der Dinge von ihrer Bibliothek wollen und verlangen könnten, wofür wir Lösungen zu schaffen im Stande wären. Das Paar Bibliothek und Innovationsfreude, so meine Erfahrung, wird beileibe nicht von jedem als standesgemäß angesehen.

Wie kommen wir nun zueinander, die einen, die sich manchmal selbst durch Beflissenheit, Routine, gedachte Empathie im Weg stehen, und die anderen, die gar nicht darum wissen, dass man um ihre Gunst ersucht und den Wunsch von den Lippen ablesen möchte? Wie erfährt man von nicht artikulierten Bedürfnissen und informationsbezogenen Empfindungen? Oder, um einsichtig mit einem Vergleich des emeritierten Leiters des Leipziger Instituts für Ethnologie, Bernhard Streck, in einer Buchrezension von 2004 zu enden, braucht „der verkleidete Mensch einen prinzipiell anderen Zugang als der vermessene...“?

## 2 Die „dichte Beschreibung“ als Methode, Nutzerbedarfe zu erforschen

Vor dem Hintergrund seiner langjährigen Erfahrung in Indonesien und Marokko entwickelte der amerikanische Kulturanthropologe Clifford Geertz (1973) vor rund 40 Jahren eine neue Weise, sich fremden Phänomenen verstehend anzunähern. Er sorgte dabei für Aufruhr in der damals stark von Szientismus geprägten Szene der Sozialwissenschaften. Denn er entfernte sich mit seinem Ansatz von standardisierten Befragungen, enggeführten Interviews oder anderen quantitativen Methoden, die damals hauptsächlich angewandt wurden, um etwas über Menschen zu erfahren.

Sein Ansatz war semiotischer Natur. Geertz stellte fest, dass Menschen sich mit Hilfe von Symbolen austauschen. Das können sehr eindeutige, bewusst gesetzte Symbole sein wie beispielsweise Logos oder Markenzeichen, es können aber auch nonverbale Gesten sein, die demjenigen, der ihre Bedeutung nicht kennt, kaum auffallen. Symbole sind „Ausdrucksmittel einer Vorstellung“ (1983: 49), sie transportieren die Bedeutungsgehalte zwischenmenschlichen Lebens. Wichtigstes Symbol ist dabei die Sprache.

Bekannter Weise betont Paul Watzlawick (1969: 53) in seinem ersten Axiom menschlicher Kommunikation, man könne nicht kommunizieren. Insofern kommunizieren Menschen permanent bewusst oder unbewusst und schaffen dadurch ein komplexes System von Bedeutungen, welches Geertz „Kultur“ nennt. Kultur als „selbstgesponnenes Bedeutungsgewebe“ (ebd., 9) ermöglicht es Menschen, ihr Wissen über das Leben und ihre Einstellung zur Welt einander mitzuteilen, es zu erhalten und an die nächste Generation weiterzugeben. Menschen werden einerseits hineingeboren in ein bestehendes Netz kultureller Bezüge, sie sind zugleich aber immer auch beteiligt, es mitzuweben und können Einfluss darauf nehmen, wie das Bedeutungsgewebe beschaffen ist bzw. sein soll.

Kultur ist träge und zugleich ständigen Veränderungen unterworfen. Sie muss ja stabil und berechenbar sein, damit sie als Orientierungssystem und Handlungsanleitung dienen kann, dennoch ist sie inneren und äußeren Einflüssen ausgesetzt. Das erklärt beispielsweise auch, warum es so schwer sein kann, neue Verfahrensweisen oder strukturelle Änderungen in länger tradierte betriebliche Abläufe einzuführen und warum sich Menschen schwer tun mit innovativen Ideen, die ihr Bedürfnis nach Orientierung und Sicherheit gefährden könnten.

Vor allem für die sozialwissenschaftliche Forschung bzw. ganz allgemein dafür, dass man etwas über mensch-

liche Bedeutungszusammenhänge herausfinden kann, ist es wichtig, festzustellen, dass Kultur im Geertzchen Sinne ein öffentlicher gesellschaftlicher Diskurs ist. Denn durch das akribische Beobachten des Verhaltens von Menschen bzw. menschlicher Interaktion kann man auf Bedeutungszusammenhänge schließen, welche durch Symbole transportiert wird. Das meint Geertz mit „Interpretation“, die er als gleichsam hermeneutisches Unterfangen versteht.

Hierbei kommt es Geertz darauf an, die beobachteten Tatsachen aus der Perspektive derer zu verstehen, die sie an den Tag legen. Dabei ist klar, dass wir als außenstehende Beobachter immer selbst situiert, immer dem eigenen Kontext verhaftet sind. Dennoch können wir durch das öffentlich gezeigte, symbolische Handeln mit den Betroffenen ins Gespräch über unsere Beobachtung kommen, um die eigene Interpretation, das eigene Verstehen zu verdichten. Dabei ist es „nicht nötig, alles zu wissen, um etwas zu verstehen“ (ebd., 29). Es ist aber wohl nötig, sich einzulassen auf den anderen und seine bzw. ihre Umwelt, um nicht einer monologischen Interpretation zu verfallen, die mit der tatsächlichen Erfahrungswelt der Menschen nicht mehr viel zu tun hat.

Hier wird deutlich, warum Geertz seine ethnologische Methode das „Wagnis der dichten Beschreibung“ (vgl. ebd., 10) nennt. Er möchte diese abgegrenzt wissen von „dünnen Beschreibungen“, die entweder eine Beobachtung nur aus dem eigenen Horizont heraus interpretieren oder es bewenden lassen mit abstrakten Erklärungen über Menschen, die auf festgestellten Gesetzmäßigkeiten (etwa durch rein quantitative Verfahrensweisen) beruhen und dabei die prinzipielle Unabgeschlossenheit ethnologischer Erkenntnis nicht sehen möchten.

Ein besonderes Merkmal der dichten Beschreibung ist, dass sie „ruckartig“ (ebd. 36) und eher unberechenbar zu neuen Erkenntnissen führt. Man beobachtet etwas, auf das man sich zunächst keinen Reim machen kann oder entwickelt eine eigene Erklärung davon, was es bedeuten könnte, um später festzustellen, dass man sich getäuscht hat. Ein Beispiel aus meiner eigenen Forschung unter den Inuit in der westlichen Arktis Kanadas mag das Gesagte unterstreichen. Ein Lehrer, ebenfalls kein Inuuk, berichtete von folgender Begebenheit:

*A few days ago, a truck pulled up to the front steps of the school during the last class of the afternoon and dumped this giant pile of rocks right in front of the steps. A couple of my students noticed all the commotion, so I glanced out my window to have a look. As I left the school later on to go to the post office, I clambered over the pile of rocks, wondering vaguely why they had been dumped there, but didn't give it much thought at the time. I naturally assumed there must be a perfectly good reason, and that the powers that-be knew exactly what they were doing. As the next few days passed, the*

*rocks remained, and no-one else seemed to notice or comment or complain. It's funny how you can go through the daily routine of life without skipping a beat when suddenly something changes in your environment for no apparent reason. Why should I or anyone else be concerned that suddenly we have to climb over a mysterious pile of red rocks to get to the steps?*

*I finally broke down and asked Chip [Schuldirektor] yesterday the question that had been simmering on the back burner of my mind for days: 'So what the hell's the deal with the freakin' rocks, anyway???' He laughed and said that some of the elders in town had trouble climbing onto the steps from the ground, so someone had requested the rocks as a kind of scaffolding to bridge the gap from ground to steps. The problem is, that anyone who wants to enter the main doors of the school now has to climb over a very large and uneven pile of rocks to get to the steps. So despite the best intentions of the mysterious benefactors who brought the rocks, the work required to get up into the school has actually increased. And, of course, the kids have now been provided with a fresh new supply of rocks for throwing at each other, at houses, at windows, at lemmings, at ravens, and at anyone or anything else that might present itself as a worthy target.*

*Maybe that's all part of the master plan, though. If enough kids pillage the pile, it will eventually be worn down to just the right level height to make a perfect platform under the steps. And then all will be right with the world again. (Le Bourdais 2006)*

Nun stellt sich natürlich die Frage, was die dichte Beschreibung mit der Arbeit in der Bibliothek zu tun hat, bzw. noch konkreter der Geertzsche Ansatz mit Frank Seeligers Darstellung seiner Versuche einer Annäherung an Bibliotheksbesucher. Ein paar Gedanken zur Anwendung „verstehender Beobachtung“ à la Geertz seien erwähnt, um Bibliotheksmitarbeitern und -leitern vielleicht ein paar Ideen zu vermitteln, welche dazu beitragen können, ihre Bibliothekskultur noch nutzerfreundlicher zu gestalten.

Der Gedanke Seeligers, sich einfach einmal unter die Besucher der Bibliothek zu mischen und zu beobachten (anstatt beispielsweise Fragebögen zu verteilen), wäre ein erster Ansatz. Das Festhalten von wiederkehrenden Beobachtungen hilft, Phänomene wahrzunehmen, die es dann zu interpretieren gilt. Hierbei ist wichtig, dass man dabei versucht, die Bedeutung zu verstehen, die sich hinter dem beobachteten Handeln verbirgt. Nur beispielsweise numerisch festzustellen, wie sehr die Nachfrage der Nutzung neuer digitaler Medien wächst, sagt einem noch lange nichts über die Begründung bzw. den Sinn, der darin für die Nutzer liegt. Dies würde aber enorm helfen, um noch besser die Bedürfnisse der Nutzer zu treffen. Es würde sich hier auch durchaus anbieten, sich einmal die Zeit zu nehmen, um mit einer Besucherin ins Gespräch zu kommen, warum es wichtig ist, neue Medien in Anspruch zu nehmen. Das heißt nicht, dass qualitative Erhebungen aussagenlos seien oder ein „Planspiel mit solipsistisch erfüllten Durchschnittskunden“ keine gewinnbringenden

Ergebnisse brächte. Dennoch bleiben diese Formen des Erkenntniszuwachses eher Formen „dünner“ Beschreibung.

Zudem wäre es ratsam, sich Gedanken zu machen über die eigene Bibliothekskultur: Wie ist sie und wie soll sie sein? Dabei kann es hilfreich sein, diese „dicht“ zu beschreiben. Warum werden beispielsweise „verschiedene Sitzarrangements und Nischen [etabliert], die an das Gemälde von Antonello da Messinas ‚Der hl. Hieronymus im Gehäus‘ erinnern, als Raum im Raum“? Was wollen Bibliotheken mit solchen Settings bzw. Symbolen erreichen? Worum besteht die Bedeutung dieser Arrangements? Gibt es vielleicht auch Symbolwelten in der Bibliothek, die beispielsweise einem begegnenden Charakter wenig zuträglich sind? Ich denke hier einen hohen Tresen im Empfangsbereich, rein digitalisierte Kundenbetreuung, unübersichtliche Magazinkataloge oder große Verbotstafeln.

Wie erwähnt sind Kulturen träge, eingefahrene Prozesse und mentale Vorstellungen lassen sich nicht so einfach ändern. Gerade deshalb kann es helfen, basierend auf einem dichteren Verstehen der Bedürfnisse und Wünsche der Nutzer (und nicht nur deren offensichtlich zu Tage tretendes Verhalten), sich zu fragen: Wie soll das Bedeutungsgewebe beschaffen sein, und welche Symbole könnten dazu beitragen, dass sich eine Kultur in der Bibliothek etabliert, die der effektiven Nutzung ihrer Besucher zuträglich ist?

## Literatur

- Geertz, Clifford: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Stuttgart: Suhrkamp 1983.
- LeBourdais, Mark: The Shocking But True Story Of A Pile Of Rocks. Arctic Mark Blog 2006; in: Schellhammer, Barbara: Dichte Beschreibung der Kultur der Inuit im Wandel. Kritische Diskussion des kulturanthropologischen Ansatzes von C. Geertz auf dem Hintergrund einer Feldforschungsstudie in Nordkanada. München 2009.
- Watzlawick, P.; Beavin, J. H., u. D. D. Jackson: Menschliche Kommunikation. Bern, Stuttgart, Wien: Huber 1969.



**Dr. phil. Barbara Schellhammer**  
Dozentin für Erwachsenenbildung  
Hochschule für Philosophie  
Kaulbachstraße 31a  
D-80539 München  
[barbara.schellhammer@hfph.de](mailto:barbara.schellhammer@hfph.de)



**Dr. Frank Seeliger**  
Leiter der Hochschulbibliothek  
TH Wildau [FH]  
Hochschulring 1/Halle 10  
D-15745 Wildau  
[fseeliger@th-wildau.de](mailto:fseeliger@th-wildau.de)